Der Auf

Jagdliche Plauderei von Wilh. Hochgreve.

Wir stehen in der Zeit des Frühjahrsvogelzuges. Die Abwanderung der verschiedensten Vogelarten nach der nördlichen Heimat, aus der sie der Winter für einige Monate ferngehalten hat, ist noch im Gange.

Der Jäger, der weder Birkhahn noch Schnepfe im Revier hat, kann in dieser Zeit sein Gewehr im allgemeinen nur auf allerlei Raubwild in Wald und Feld führen. Wer aber die Zeit und die Gelegenheit hat, tritt jetzt als Hüttenjäger hervor.

Wenn die Krähenzüge unter dem Vorfrühlingshimmel dahinrudern, wenn Falken und Weihen aus südlicheren Breiten zurückkehren, dann ist es Zeit, mit dem Uhu, dem Hüttenvogel, hinauszuziehen auf den Hügel im Felde. Dort ist eine Hütte eingebaut mit Schießscharten, und etwa 30 Schritte vor diesen Scharten ist ein meterhoher Pfahl eingetrieben mit einem Querknüppel darauf, — die „Jule", auf der der „Auf", an eine Kette gefesselt, seinen Platz hat. Daneben steht ein hoher, trockener Baum. Sonst ist der Hügel baumlos.

Der Uhuhügel liegt am besten weitab vom Walde im freien Felde oder in freier Heide, weil die Nähe eines Waldes oder Gehölzes zur Folge haben kann, daß der Raubvogel, der zur Strecke kommen soll, dort aufbaumt und den Gang der Ereignisse um den Uhu fern vom Schuß beobachtet, um sich dann, gewarnt, zu empfehlen.

Der Uhu dient zum Heranlocken zunächst der Krähen, die den Nachtraubvögeln besonders abhold sind und auch jede am Tage überraschte Eule umlärmen und angreifen.

Daß der große „Bubo" besonders „zieht", ist nicht zu verwundern. —

In der Hütte lauert der Jäger. Stumpf hockt auf der Jule der „Auf". Jetzt — dreht er den Kopf und im gleichen Augenblick läßt eine Krähe sich hören, giftig — andere antworten, der Spektakel kommt näher. Nun umschauckeln sie kreischend und wie kopflos vor Wut den Uhu, der mit dem Schnabel knappt und das Gefieder plustert. Der Jäger in der Hütte hat das Gewehr umspannt, aber er schießt nicht, obwohl die wilde Wolke der schwarzen Hasser immer dichter wird. Er schießt nicht, er wartet auf bessere Beute. Da — der Auf plumpst mit der Kette zu Boden auf den Rücken, und wie ein Pfeil, als der es kam, will das starke Sperberweibchen auffsteigen, da kracht der Schuß, — ein Meisterschuß auf den Blitzflieger. Verendet liegt er neben dem Uhu, der sich wieder aufgerichtet hat. Aber kaum ist er hoch, da liegt er schon wieder auf dem Rücken, seine beste Verteidigungsstellung gegen gefährlichere Angriffe. Diesmal stößt ein Habicht. Der erste Schuß geht fehl, der zweite holt ihn herunter, wie er sich hochschwingt.

Darauf vergeht eine halbe Stunde, ohne daß dem vom Jäger wieder auf seinen alten Platz beförderten „Auf" die Ruhe gestört wird. Da plötzlich geht es wieder los, das rauhe Krah, Arr. Hunderte sind's bald, die dem Bubo zu Leibe wollen. Ein Teil läßt sich auf dem Baume nieder, immer mehr, während die Wildesten den Auf umtoben. Jetzt ist's Zeit, dem schwarzen Gelichter eins auszuwischen. Beide Läufe entsenden blitzschnell hintereinander den tödlichen Hagel in die Baumkrone, der ein halbes Dutzend der schwarzen Gesellen herunterholt. Die übrigen stieben davon, wirr und regellos, sammeln sich dann, kreisen in sicherer Höhe, wütend herunterschreiend, um schließlich davonzuziehen.

Für heute soll's genug sein. Die Beute wandert in den Rucksack, der Sperber und der Habicht sollen ausgestopft werden, die Krähen soll der Uhu köpfen.

Der Mann mit dem Uhukasten ist zur Stelle. Heimwärts geht's. In wenigen Wochen werden die beiden Raubritter die Wände der Weidmannsstube schmücken und den glücklichen Schützen noch oft an einen schönen Hüttenmorgen erinnern.

Heimaterde

Früher wollt' ich zu den fernen Weiten
Meine hoffnungsjungen Schwingen breiten —
Nun, wo uns die Sorgen schwer bedrängen,
In der Heimatwelt, der kleinen, engen,
Bleibt mein Herz mit tausend Fasern hängen.
Weht auch scharfe Luft von Süd' und Norden,
Deutsches Leid, mein Leid bist du geworden!

Mathilde Donata von Beulwitz.

Der Orden der Kalandsbrüder

In Derenburg befindet sich die Kalandskapelle, die ihren Namen von der Kalandsbrüderschaft herleitet, die in ihr Gottesdienst abhielt und auf dem zugehörigen Kalandshof waltete. Dieser eigenartige Orden, den wohl die meisten nur vom Hörensagen kennen, war im 14. Jahrhundert nicht nur in Derenburg zu finden, er hatte auch in Halberstadt sowie in Gröningen, Wernigerode und anderwärts Grundstücke. Von Dessau aus (daher auch Dessauer Brüderschaft genannt) soll er sich über ganz Mitteldeutschland verbreitet und außer geistlichen Herren auch Ritter, Knappen und Bürger zu seinen Mitgliedern gezählt haben. Ihren Namen leitete man ab von dem lateinischen Wort „calendae", das den ersten Monatstag bedeutet, weil sie an diesem meist ihre Versammlungen abhielten.

Ursprünglich waren die Kalandsbrüder, die unter Bischof Albrecht I. zu Anfang des 14. Jahrhunderts in Halberstadt auftraten, eine sehr mildtätige Sekte, die ähnlich den Franziskanern Armen und Unglücklichen hilfsbereit zur Seite standen und auch unter sich treu zusammenhielten. Hier hatten sie südlich vom Friedhof der Thomaskapelle am Burchardtor ein Haus, das dem Johanniskloster einverleibt wurde, derart, daß sie in dessen Kirche ihre religiösen Uebungen vornehmen konnten. Hundert Jahre später wurde auch Frauen die Teilnahme daran und überhaupt der Beitritt zum Kaland erlaubt, das war der erste Schritt, der zum Verfall führte, denn ein Mönchsorden muß durch Zusammenschluß mit dem anderen Geschlecht notwendig seinen soliden Charakter einbüßen. Es kam noch hinzu, daß die Brüderschaft durch Zuweisung von Grundstücken immer reicher wurde.

Durch all dies ging es ihnen, wie hie und da den Templern, sie wurden üppig und weltlich, ihre Lebensführung entartete, und die eigentlichen Aufgaben der Nächstenliebe und Enthaltsamkeit gerieten mehr und mehr in den Hintergrund. Bei ihren Zusammenkünften soll es zu Zeiten sehr lustig hergegangen sein, es wurde geschmaust und gezecht, und schließlich nahm diese Mißwirtschaft derart zu, daß Erzbischof Friedrich von Magdeburg einschreiten und den Kalandsbrüdern mit der Aufhebung ihrer Gemeinschaften drohen mußte, für den Fall, daß sie vom Schlemmen und Trinken, von Zank und Streit nicht abließen. Das ging so weit, daß der Ausdruck „kalandern" gleichbedeutend mit „schwelgen" wurde.

Das scheint ja etwas gewirkt zu haben, denn während des 15. Jahrhunderts hat sich der Kaland noch gehalten, bis ihn die sich mächtig ausbreitende Reformation hinwegfegte.

Tiere als Würdenträger

Sueton berichtet, daß Kaiser Caligula sein Lieblingspferd, dem er einen Stall aus Marmor und eine Krippe aus Elfenbein hatte anfertigen lassen, zum Bürgermeister von Rom habe machen wollen. Schimpflicher war es für die Bewohner von Norwegen, daß der Schwedenkönig Knut nach seinem Siege über ihren König Reginald ihnen einen Hund zum Könige setzte, dem er als Beiräte die größten Halunken und Verbrecher zuordnete. Nicht schmeichelhaft erscheint es für die Stadt Bourges, daß sie einen auf einem Katheder sitzenden Esel in ihrem Wappen führte. Eine hübsche Sage, der wahrscheinlich etwas Wahres zugrunde liegt, läßt eine brave europäische Hauskatze als höchst verdienstlichen Bekämpfer zur Landplage gewordener Nagetiere in Ostindien zum Generalfeldmarschall ernennen. Nach dieser Sage schiffte sich Richard Whigtington, ein armer, aber talentvoller Junge, nach Indien ein, um dort sein Glück zu machen. Seine einzige Habe war eine Katze, mit der er sich bei einem Schiffbruche schwimmend an die indische Küste rettete. Als er mit ihr zum Könige geführt und erhört wurde, zogen bis zum Thron vordringende Ratten und Mäuse die Aufmerksamkeit des Tieres auf sich. Whigtington erkannte die Stimme des Schicksals, ließ die Katze los und diese räumte mit dem vierbeinigen Diebesgesindel auf. Hocherfreut über die Niederlage seiner bisher unüberwindlichen Feinde nahm der indische Herrscher den jungen Engländer und seine Katze auf und verlieh dieser den Titel Generalfeldmarschall. Whigtington gelangte bald zu großen Ehren und Reichtum. Nach London zurückgekehrt, baute er sich das Gebäude, in das später die Börse verlegt wurde, und erhielt vom Könige den Adel unter dem Titel Mylord Cat oder „Graf Katze", der sich auch auf seine Nachkommen forterbte.

Daß diese zweibeinige Esel in der Welt zu Amt und Würden kommen, ist eine alte Sache. Sagten die Italiener doch schon in früheren Jahrhunderten von manchem Nordländer, welcher auf ihren Universitäten die Doktorwürde erlangt hatte: „Summus pecuniam et mittimus asinum", was so viel heißt wie: „Wir nehmen das Geld und schicken einen Esel als Doktor nach Hause."

Am Ausguck

Menschenhörner.

Wer dies Wort sieht, wird nicht an seine Wahrheit glauben. Doch hat es tatsächlich Menschen gegeben, die ein Horn oder zwei Hörner getragen haben. Im Jahre 1889 entdeckte man in Preußisch-Litauen eine Frau, deren schöne Stirn ein paar kleine, zierliche Hörner schmückte. Berthalin erzählt von einer jungen Italienerin, welche ein 16 Zentimeter langes Horn trug. Ein akademischer Bericht des Barons Jules Cloquet nennt eine Ungarin, deren Haupt ein 15 Zentimeter langes Horn zierte. Demarquay hat 59 Fälle dieses seltenen und eigenartigen Naturspiels bekannt gegeben. Im Museum des Krankenhauses zu St. Louis (Hyeres) ist noch heute das Horn der Madame Ixe zu sehen. Es ist 21 Zentimeter lang und wäre noch länger, wenn man die gekrümmte Spitze geradeziehen könnte. Sein Umfang beträgt im Durchschnitt 6 Zentimeter. Es ist spiralig gedreht, wie das Horn eines Ziegenbocks. Nach Gemshornart gebogen war das Horn eines Kohlenbrenners im Momser Forst, Troubillou; er war am Hofe Heinrichs 4. eine Zeitlang der Held des Tages. Später verdiente ein gewisser Valet mit der öffentlichen Schaustellung Troubillous eine hübsche Summe.

Hf.

Die Edeltabake des australischen Buschmannes.

Der Australier ist äußerst geschickt und erfahren in der Kunst, sich aus Blättern wildwachsender Pflanzen die besten Tabake herzustellen. Erst einmal dient ihm dazu der als Unkraut gedeihende wilde Tabak, dessen Blätter kleiner aber ebenso nikotinhaltig und schmackhaft sind, wie die der Plantagenpflanze. Gut zu verwenden ist auch ein in Australien viel vorkommendes Unkraut, das der Wasserkresse ähnlich ist und sorgfältig verarbeitet, dem edelsten Tabak im Geschmack gleichkommen soll. Verschiedene Arten von Sonnenblumblättern und wilder Lattich ergeben vorzügliches Rauchmaterial und weisen im Fertigprodukt keine Merkmale ihrer Wald- und Wiesenherkunft auf, da der Australier das Trocknen und Präparieren der Blätter äußerst sorgfältig und sachmännisch vornimmt und somit, ohne irgend etwas zu entbehren, auf die feinsten Importen verzichten kann.

Russische Volkstrachten.

Wie in Deutschland verschwinden auch in anderen Ländern alte Sitten und Gebräuche immer mehr, und meist nur noch in abgelegenen Gegenden, fern von dem alles gleichmachenden Einfluß der Kultur und der Mode können sich hier und da noch Ueberbleibsel behaupten. In Rußland und Polen jedoch haben sich auf den Dörfern die bunten Bauernkleider und mehr noch als diese, der Kopfschmuck der Frauen und Mädchen, bis heute erhalten. Diese roten und blauen Fransentücher, auf denen vollgepackte Kränze großer Stoff- und Drahtblumen prangen und flimmernde Knittergoldbüschelchen bei jeder Bewegung erzittern, sind sehr kleidsam. Am Werktag bei der Arbeit schmücken sich freilich die Schönen nicht mit dieser Pracht, aber Sonntags zum Kirchgang und abends zum Tanz — da bindet eine jede das Kopftuch fest um die Ohren, und nur die Aermsten müssen auf diesen kleidsamen nationalen Sonntagsstaat verzichten.

Kirchenschläfer.

Der aufmerksame Beobachter kann öfter die Erfahrung machen, daß es Besucher des Gottesdienstes gibt, welche die Zeit der Predigt zu einem kleinen Nickerchen benutzen. Das ist freilich kein Zeichen dafür, daß es der Geistliche versteht, seine Predigt spannend zu machen. Sonderbar mutet es jedoch an, wenn sich in Kirchenrechnungen Beträge verzeichnet finden, die dem Kirchendiener für das Aufwecken von Schlafenden gezahlt worden sind. So heißt es zum Beispiel in einer Kirchenrechnung des Dorfes Utenbach in der Nähe von Apolda aus dem Jahre 1625: „Fünfzehn Groschen jährliche Besoldung an Hansen Gärten, Eschlafenen in der Kirche aufzuwecken."

Verantwortlich: H. Semmelmann. Altena
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 14 Donnerstag, 8. April 1926

Reichsverfassung und Ordenswesen

In den letzten Tagen wurde die Aufmerksamkeit der Zeitungsleser lebhaft durch die Nachricht in Anspruch genommen, daß dem allverehrten Reichspräsidenten von Hindenburg durch den österreichischen Bundeskanzler ein sehr hoher österreichischer Orden überbracht, sodann, daß auch dem zurücktretenden deutschen Gesandten Dr. Maximilian Pfeiffer in Wien vom Bundesfreistaat Oesterreich zum Abschied ebenfalls eine hohe Ordensauszeichnung verliehen worden sei. Ungefähr gleichzeitig hatte man die Kunde erfahren, daß der Freistaat Estland sich schon vor einiger Zeit zwei neue Orden zugelegt und daß endlich ganz neuerdings der tschechoslowakische Freistaat einen Orden „vom weißen Löwen" gestiftet hat.

Alle diese Nachrichten geben entschieden zu denken. Am meisten die Verleihung österreichischer Orden an hohe deutsche Reichsbeamte. Artikel 109 der neuen Verfassung des Deutschen Reichs enthält am Schlusse den bündigen Satz: „Kein Deutscher darf von einer ausländischen Regierung Titel oder Orden annehmen." Wegen dieser Bestimmung hat seinerzeit der zurückgetretene Gesandte des Deutschen Reichs beim Päpstlichen Stuhle, Wirkl. Geh. Rat Dr. Otto von Mühlberg das ihm zum Abschiede verliehene Großkreuz des Päpstlichen Gregoriusordens sogar ablehnen zu müssen geglaubt. Seitdem ist längst entschieden, daß die päpstlichen Orden nicht unter das Verbot des Art. 109 fallen, weil der Papst keine „Regierung" ist. Infolgedessen finden bei sich darbietender Gelegenheit auch regelmäßig päpstliche Ordensverleihungen an Deutsche statt, und diese Orden werden dann ebenso regelmäßig nicht nur „angenommen", sondern auch gerne getragen, und zwar unbeanstandet.

Ferner ist jetzt allgemein anerkannt, daß sich in Deutschland zwar strafbar macht, wer „unbefugt" Titel, Orden oder Ehrenzeichen trägt, nicht aber schon, wer solche nicht zurückweist, ohne sie alsdann zu „tragen".

Jedenfalls ist aus den angegebenen Tatsachen deutlich zu erkennen, daß der zwischenstaatliche Verkehr für die leitenden und auch für die Außenstaatsmänner mit Naturnotwendigkeit den wechselseitigen Austausch von Ordensauszeichnungen erfordert, also früher oder später die Schaffung eines staatlichen Ordenswesens auch in denjenigen Freistaaten notwendig macht, in denen ein solches bisher nicht besteht, wie im Deutschen Reiche. Schon erzählt man sich, daß fremde Außenstaatsmänner von Ruf, vor die Wahl gestellt, ob sie lieber als „Missionschef" nach Berlin einerseits, oder nach Madrid, Stockholm, Kopenhagen, dem Haag, Brüssel, Bukarest, Belgrad usw. andererseits gehen wollen, geschweige denn nach Paris oder London, sogar den kleineren unter den letztgenannten Städten entschieden den Vorzug geben, weil sie mit Sicherheit darauf rechnen können, nach einigen Jahren den dortigen Schauplatz ihrer Wirksamkeit mit einem „Großkreuze" zu verlassen, während in der Hauptstadt des Deutschen Reiches noch immer die „ordenslose, die schreckliche Zeit" herrscht.

Irgend ein „Großkreuz" mit seinem schönen, breiten und bunten, schräg über die ganze Brust laufenden Seidenbande gehört eben in dem größten Teile der herrschenden Schichten des alten Europa, sobald man einen gewissen Rang hat, sozusagen „zur Toilette" des gut angezogenen Herrn, wenn es auch nur das Großkreuz des „Sterns von Comoro" wäre (man wolle freundlichst im „Großen Meyer" nachsehen, wo dieses liegt!).

In Preußen sind nun allerdings allgemach: die „Rote Kreuz-Medaille, die „Friedensklasse des Ordens pour le merite für Wissenschaften und Künste", die „Rettungsmedaille" und ganz kürzlich endlich das „Ehrenzeichen für Verdienste um das Feuerlöschwesen", freilich mit einiger Umgestaltung der Verleihungsbestimmungen, oder der äußeren Gestalt der Abzeichen (oder beides), zu neuem Leben erweckt worden, aber für fremde Außenstaatsmänner in Deutschland kommen diese Dinge doch nicht in Betracht.

Es ist ja auch schon davon gesprochen worden, daß die Gründung eines „Deutschen republikanischen Reichsordens" in nahe Aussicht genommen sei. Die Sache ist aber nicht so einfach. Sie würde vielmehr wegen des vorletzten Absatzes des Art. 109, eine „Verfassungsänderung" erfordern! Dieser vorletzte Absatz lautet nämlich wörtlich: „Orden und Ehrenzeichen dürfen vom Staat nicht verliehen werden". Ueber „Verfassungsänderungen" heißt es aber an anderer Stelle: „Beschlüsse des Reichstages kommen nur dann zustande, wenn zwei Drittel der Anwesenden zustimmen". Es dürfte klar sein, daß die im vorletzten Absatze des Art. 109 enthaltene Abschaffung der staatlichen Orden und das im letzten Absatz ausgesprochene Verbot der Annahme fremder Orden eng miteinander verbunden sind, also gemeinsam fallen oder bestehen bleiben müssen.

Dr. K. v. Str.

Wie lange sind winterliche Witterungserscheinungen im Frühjahr möglich?

In jedem Jahre wird seitens der Gärtner und Gartenfreunde gemahnt, frostempfindliche Pflanzen vor Mitte Mai nicht ins Freie zu bringen. In jedem Jahr, das einen schönen Frühling bringt, wird auch gegen diese Erfahrungsregel gesündigt, und zahllose Menschen erleiden dadurch in jedem Jahrzehnt ähnlichen Schaden, wie uns Jahr 1770 der Alte Fritz, als er die Warnung seiner Gärtner, den Bestand der Orangerie nicht vor den „Eisheiligen" des Mai ins Freie zu bringen, als Aberglauben verlachte und seine Verachtung der Volks-Wetterweisheit mit dem Verlust dieser gärtnerischen Schätze büßen mußte.

Immer wieder macht man die Erfahrung, daß die Menschen, wenn im April oder gar schon im März die ersten warmen Tage auftreten, wenn das Thermometer auf 20 oder gar schon auf 25 Grad C. im Schatten gestiegen ist, die Meinung hegen: nun „kann" es doch nicht noch einmal kalt werden. Manchmal behalten sie ja recht; eben so oft aber erleben sie eine empfindliche Enttäuschung. Ein einziges Umspringen des Windes kann auch die Witterung völlig ändern; südliche Winde bei klarer Witterung bringen in beginnenden Frühjahr stets binnen wenigen Stunden recht hohe Temperaturen, nördliche Winde bei klarer Witterung fast ebenso sicher Nachtfrostgefahr, und auch die längste Dauer der schönen Frühlingswitterung schützt in dieser Jahreszeit nicht vor bösartigsten winterlichen Rückfällen. Die ältere Generation erinnert sich vielleicht des Frühjahrs 1903, das schon zu Ende Februar und dann den ganzen März hindurch wunderschönes, warmes Frühlingswetter brachte — und dann brauste am 19. April über Norddeutschland ein wütender Schneesturm aus Nord daher, wie wir ihn schwerer in den letzten Jahrzehnten kaum erlebt haben.

Angesichts der in weiten Kreisen herrschenden mangelhaften Kenntnis, wann der Winter in Deutschland normalerweise und wann er in Ausnahmefällen sein Ende erreicht, sind vielleicht einige genauere Angaben hierüber willkommen. Natürlich sind nicht alle Teile Deutschlands in dieser Hinsicht gleichgestellt. Die nachfolgenden Daten und Zahlen beziehen sich auf die nord- und mitteldeutsche Tiefebene, für Westdeutschland und einen Teil Suddeutschlands verfrühen sich die angegebenen Termine um acht, vielleicht auch vierzehn Tage, für Ostdeutschland und die höheren Lagen der Mittelgebirge verspäten sie sich entsprechend.

Man darf wohl behaupten, daß im langjährigen Durchschnitt der Eintritt des letzten Frostes und letzten Schneefalls erst zu einem nicht unwesentlich späteren Termin zu erwarten ist, als das große Publikum im allgemeinen glaubt. Nach Behres Berechnungen ist im ebenen Norddeutschland im allgemeinen für den letzten Schneefall erst der 10. April, für den letzten Nachtfrost der 14. April der normale Durchschnittstermin. Doch sind die Schwankungen von einem Jahr zum anderen ungewöhnlich bedeutend. Nach den bis 1701 zurückreichenden Berliner Beobachtungen ist in dieser ganzen Zeit nur ein einziges Mal schon vor Märzanfang der letzte Schneefall eingetreten, nämlich im Jahre 1846 bereits am 19. Februar. Dafür ist aber die Zahl der Schneefälle im Mai ganz unerwartet groß. 1863 schneite es noch am 23., 1867 am 24. Mai, 1837 gar noch am 2. Juni, und 1821 wurden nach Mädlers Aufzeichnungen sogar am Tage vor Sommers Anfang, am 21. Juni, einzelne Schneeflocken beobachtet. Im allgemeinen handelt es sich bei derartig verspäteten Schneefällen ja nur um einige Flocken; zuweilen kommt es aber doch zur Bildung einer kurzen Schneedecke. Eine solche lag z. B. in Berlin am Abend des 1. Mai, und vom Jahre 1705 ist noch vom 26. Mai ein gewaltiger und weitverbreiteter Schneefall gemeldet, der allein Unter den Linden in Berlin ganze Wagenladungen grüner Aeste durch seine Schwere herunterbrach. Noch katastrophaler war übrigens ein in Wien aufgetretener, enorm starker Spätschnee in der Nacht zum 16. Mai 1885.

Nachtfröste pflegen durchschnittlich in jedem 10. Jahre im Mai vorzukommen, doch sind Fröste am Erdboden mit Reifbildung häufiger. Den kräftigsten Nachtfrost brachte in Berlin während der letzten hundert Jahre der 4. Mai 1864 mit — 2,6 Grad; der späteste Maifrost stellte sich 1880 am 19. Mai ein. Doch kommen außerhalb der Städte gelegentlich noch wesentlich spätere Fröste vor. Im letzten Kriegsjahr 1918 brachte z. B. die Nacht auf den 5. Juni an zahlreichen Stellen Frostschaden. In dem besonders frei gelegenen Lauenburg in Hinterpommern sank 1913 das Thermometer sogar noch am 15. Juni unter Null Grad.

Die absolut äußersten Termine sind somit für den letzten Schneefall erst der 21. Juni, für den letzten Frost der 15. Juni. Man kann somit sagen, daß im ganzen Verlauf des astronomischen Frühlings wirkliche Rückfälle noch im Bereiche der Möglichkeit liegen. Immerhin sind die Vorkommnisse von Frost und Schnee nach Mitte Mai derart selten, daß man in der Praxis mit ihnen kaum zu rechnen braucht.

Dr. R. Hennig.

Fester oder flüssiger Honig?

Während meiner langjährigen Imkerpraxis ist mir von Honigkonsumenten oft die Ansicht entgegengebracht worden, daß man flüssigen Honig als den besseren bezeichnen müsse, während man in nicht seltenen Fällen über den festen Honig die Vermutung aussprach, es könne Zuckerhonig sein. Besonders Imker mit reicher Frühtracht und mit besonders hellem Honig brachte man in Verdacht, Zuckerhonig geliefert zu haben.

Stets habe ich die vollständig unzutreffenden Auffassungen berichtigt, aber ich vermute, daß diese irrige Anschauung unter den Honigverbrauchern in größtem Umfange vertreten ist.

Zunächst kommt eigentlicher Zuckerhonig bei hiesigen Imkern überhaupt nicht in Frage. Durch wissenschaftliche Versuche ist nachgewiesen, daß eingefütterter Zucker mindestens noch einmal eingefüttert werden muß, wenn er die Merkmale des echten Honigs annehmen soll. Es kommt dabei zunächst aber ein Verlust von mehr als 50 Prozent der Masse in Frage, so daß diese Sache, noch ganz abgesehen von der in Betracht kommenden Arbeit, weit teurer würde als echter Blütenhonig. Kein vernünftiger Imker würde also überhaupt auf den Gedanken kommen, durch Zuckerfütterung seine Honigernten zu erhöhen, ganz abgesehen davon, daß bei aufgesetztem Honigraum eine Zuckerfütterung geradezu unmöglich ist.

Gerade das ist ein Zeichen des echten guten deutschen Honigs, daß er in wenigen Wochen ganz fest wird.

Jeder flüssige Honig ist mit Vorsicht zu betrachten, denn es handelt sich in 90 Prozent aller Fälle bestimmt um Auslandshonig. Der Auslandshonig muß nämlich von den Honighändlern durch große Hitze dünnflüssig gemacht und filtriert werden. Dadurch gehen aber alle die feinen aromatischen Bestandteile, die gerade dem Honig die hohe physiologische Bedeutung für den menschlichen Körper, seinen Wohlgeschmack, seinen Nährwert und seine medizinische Wirkung in fast allen Krankheitsfällen geben, verloren. Gerade diese Fermente sind aber so ungemein wichtig, weil sie allein die Fähigkeit besitzen, die Stärke und den Zucker unserer Nahrung in ihre für die Aufnahme im menschlichen Körper so wichtigen Bausteine zu zerlegen.

Gerade der deutschen Imkerschaft liegt daran, möglichst guten, reinen und garantiert echten Honig an die Verbraucher zu geben. Sollte irgend jemand im Zweifel über die Reinheit des Honigs sein, so wende er sich getrost an den Vorsitzenden des örtlichen Imkervereins oder an den Geschäftsführer seines Provinzial- oder Landesvereins. Dieser wird ihm schon die wissenschaftlichen Institute nennen, denen er eine Probe einsenden mag, damit die Güte des Honigs einwandfrei festgestellt werden kann. Er handelt dabei absolut im Sinne und Interesse der deutschen Imkerschaft und des deutschen Imkerbundes.

Ernst Günther.

Der Garten im April

Wie für den Landmann ist auch für den Kleingärtner und Gartenfreund der Hauptmonat der Bestellung des Bodens der April. Das günstige Wetter des März hat es gestattet, bereits eine Reihe von Vorarbeiten zu erledigen. Auch die Beschaffenheit des Bodens ist so, daß ihm der Sämann getrost den Samen anvertrauen kann.

Die Hauptarbeit gilt zunächst dem Gemüsegarten. Wenn der Boden trocken genug ist, sät man Suppen- und Gewürzkräuter, Salat, Möhren, Zwiebeln, Lauch, Schnittsalat, Radieschen, Rettich usw. Um neue Setzpflanzen zu gewinnen, sät man auch die Kohlarten zu Anfang des Monats auf Beete im Freien. Früherbsen, soweit es noch nicht im März geschehen ist, legt man in Reihen in die Erde und fährt damit in gewissen Abständen fort, damit man stets das beliebte Gemüse frisch und zart in der Küche zur Verfügung hat. Von den vielleicht bereits im Vormonat gesäten und getriebenen Radieschen, dem Salat, zieht man die stärksten Pflanzen bereits aus der Erde. Man beginnt ferner mit dem Auspflanzen der Frühgemüse; jedoch wird man gut tun, sie in kalten Nächten mit Strohmatten, Töpfen usw. zuzudecken. Die zuerst aufgegangenen Pflanzen behackt man und hält sie unkrautrein. Die sehr frostempfindlichen Bohnen können bei günstigem Wetter gelegt werden, am besten aber wartet man damit bis gegen Ende des Monats. Will man neue Spargelbeete anlegen, so ist jetzt die geeignetste Zeit. Dabei beachte man: je jünger die Pflanzen, desto besser.

Im Obstgarten macht der Schutz der frühen Obstgehölze gegen Spät- und Nachtfröste, dem Gartenfreund fortgesetzt Sorge. Mit dem Umpfropfen älterer Bäume kann man beginnen, ebenso auch mit den im Vorjahre nicht angewachsenen Veredlungen in den Baumschulen. Aprikosen und Pfirsiche schneidet man jetzt erst, weil nunmehr Blätter- und Blütenknospen deutlich voneinander kenntlich sind. Frisch gepflanzte Bäume und Sträucher werden bei Trockenheit tüchtig mit Wasser, nicht aber mit Jauche eingeschlemmt. Dem Ungeziefer im Obstgarten schenke man gerade in diesem Monat erhöhte Beachtung. Der Erfolg solcher Arbeit lohnt sich jetzt meist mehr als in den späteren Monaten.

Im Blumengarten werden Beete mit Frühlingsflorblumen bepflanzt. Georginen, Gladiolen, Amaryllis usw. pflanzt man aus. Bepflanzte Beete lockert man und wässert sie bei Trockenheit. Von den überwinterten Fuchsien, Geranien und sonstigen Topfgewächsen bringt man Stecklinge möglichst in Mistbeete.

Will man sich im Sommer besonders an der Pracht der Königin unter den Blumen erfreuen, so versieht man sie jetzt zweckmäßig mit einem kräftigen, Dungguß. An Lauben, Zäunen und Grotten legt man die verschiedenen Schlinggewächse in die Erde. Will man neue Rasenflächen anlegen, so ist auch hierfür der Monat April die geeignete Zeit.

Der Gartenfreund, der zugleich Imker ist, unterstützt das fleißige Bienenvolk bei der Reinigungsarbeit nach dem Winter, indem er die Bodenbretter säubert. Er untersucht die Völker gründlich auf die Weisel. Weisellose Völker, die nicht sehr stark sind, werden kassiert durch Abfegen vor dem Stande, nachdem das Flugloch des abgefegten Volkes geschlossen ist. Im allgemeinen wird der Imker gut tun, bei dem unbeständigen Aprilwetter die Völker noch warm zu halten.

Der Auerhahn balzt

Von Paul Dehn-Hamburg.

Wenn der Auerhahn balzt und der Kohlbauer schnalzt, und das Rotkröpfle schreit, ist die lustigste Zeit.

Für Mitteldeutschland tritt sie in der Regel im Vorfrühling ein und dauert von Ende April bis in den Mai hinein. „Wenn das Birkenlaub ist groschenbreit, da hat der Hahn die höchste Freud!" Im März hat er meist noch keine Lust zum Balzen, da ist's ihm noch zu kalt. Im April aber fängt er an. Dann sucht er sich einen Platz, etwa auf dem geeigneten Ast einer alten Föhre, greift mit den Ständern hin und her und singt sein Liebeslied, bis ihm die Hennen zustehen. Dann verläßt er seinen Platz.

In der Zeit des Balzens strengt der Hahn sich aufs äußerste an, um sich bemerkbar zu machen und in seiner schönsten Pracht zu tanzen, bemüht sich, die Schwingen hängen zu lassen, den Kragen herauszustrecken, und die Töne herauszubringen. Dadurch gerät er in solche Aufregung, daß er während einer ganz kurzen Zeit nichts hört und nichts sieht, angeblich, weil der Knochen vor das Gehör tritt. In dieser kurzen Zeit kann man ihm nahekommen, in der Zeit der höchsten Lust wird er das Opfer des sicheren Jägers.

Mit dem Eintritt der Dämmerung beginnt der Hahn zu balzen, und mit Sonnenaufgang hört er auf. Außerhalb dieser Zeit kann man dem Auerhahn kaum beikommen, da er außerordentlich scheu ist und sich den ganzen Tag über versteckt hält. Höchstens bei Treibjagden wird er aufgescheucht. Dabei ist er von Kraft und Mut beseelt. Einmal verflog sich ein Auerhahn während der Balzzeit und kam in einer Au nächst Salzburg nieder. Dort wurde er von einem großen Hofhund gestellt, aber er setzte sich zur Wehr und drängte den Hund zurück, bis ein Mann von der anderen Seite dem Hunde zu Hilfe kam und den Hahn von hinten abfing, doch nur deshalb, weil der Hahn in ein Gebüsch geraten war und sich nicht mehr frei bewegen konnte.

Auch der tote Auerhahn hat seine Liebhaber, vor allem wegen der Federn. Man verwendet die Stoßfedern zu Fächern, sie werden von Fabriken gern gekauft. Stolz steckt der Jäger sich eine Löffelfeder an den Hut, wenn er einen Auerhahn erbeutet hat. Selbst das Fleisch findet hier und da seinen Anwert. Zuerst wird es eine Zeit lang eingegraben, dann mit köstlichen Sachen gebeizt, während die härteren Teile zermahlen werden. In dem Magen des Auerhahns findet man kleine Steine, die er aufgepickt hat, meist farbig und mild im Ton, eigentümlich poliert. Aus diesen Steinen macht man Mosaiken und Schmuckgegenstände.

In allen größeren Waldgebieten ist der Auerhahn anzutreffen. Dort findet er genügenden Schutz und hinreichende Nahrung.

Nennenswerte Auerhahnbestände weisen vor allem Süddeutschland und Oesterreich auf.

Der Turm von Babylon

Der Turm von Babylon ist ein Bauwerk, das jedermann vom Schulunterricht her bekannt ist. Im 1. Buch Moses, Kapitel 11 wird vom Ziegelbrennen zur Erbauung des babylonischen Turmes gesprochen, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte. Aus Ziegeln sind alle babylonischen Bauten ausgeführt worden, Tempel wie die Paläste Nebukadnezars und die Ringmauern der Städte. Steine gab es in dem ebenen Schwemmlande nicht. Dort wurde der Ersatz durch gebrannte Ziegeln erfunden. Das war ein dauerhafter Baustoff, und die Natur allein ist es nicht gewesen, deren Zerstörungskraft die gewaltigen Bauten zum Opfer fielen. Vielmehr waren es die späteren Bewohner des Landes, denen die Ziegelbauten als Steinbrüche dienten, aus denen sie die Mittel zum Aufbau ihrer Städte — darunter Bagdad — holten.

Man spricht nur vom babylonischen Turm, weil er allein durch die Bibel und den Reisebericht des Herodot bekannt geworden ist. Aber solchen „Turm" gab es in jeder der zahlreichen Städte des alten Chaldäa. Sie gehörten zum Gottesdienst. Wie der babylonische Turm ausgesehen hatte, wußte man nicht, und es ist allerlei darüber gefabelt worden. Der Bericht des griechischen Reisenden im Altertum, Herodot, der Babylon besucht hat, ist zu knapp gehalten. Es ist das Verdienst der deutschen Orient-Gesellschaft, in zwanzig Jahre langer Ausgrabungsarbeit unter der Leitung von Prof. R. Koldewey das zerstörte und verschüttete Babylon aufgeräumt zu haben, wodurch es Koldewey ermöglicht wurde, das Aeußere des Turmes von Babylon im Bilde wieder herzustellen. Dazu dienten ihm außer den Ergebnissen der Ausgrabungen und jenem Reisebericht noch die von einem alten Babylonier herrührende Beschreibung des Turmes, die auf einer Tontafel mit Keilinschrift von englischen Gelehrten aufgefunden war. Danach war der berühmte Turm von Babel ein 92 Meter hohes und ebenso breites viereckiges massives Ziegelbauwerk mit senkrechten Wänden, an denen steile Außentreppen nach oben führten. Gekrönt war der Turm von einem großen Tempel von 80 Meter Länge und Breite. Der „Turm" war demnach nur der Unterbau für den Tempel. Gegenüber so manchen früheren phantastischen Wiederherstellungsversuchen hat der Koldewey'sche die größte Wahrscheinlichkeit für sich, weil er sich auf mehr sichere Grundlagen stützen konnte als je einer seiner Vorgänger. An unsere Kirchtürme darf man also bei Erwähnung des babylonischen Turmes nicht denken. In diesem Hochtempel werden die altbabylonischen Priester sich den Göttern näher geglaubt haben als auf dem Erdboden. Sie sahen die Götter in den Gestirnen verkörpert; Religion und Sternkunde waren dort eins. — Wie lange der babylonische Turm gestanden hat, weiß man nicht, weil die Zeit seiner Erbauung nicht genauer bekannt ist. Herodot (500—424 v. Chr.) hat ihn noch unversehrt gesehen, aber zur Zeit Alexanders d. Gr. war er bereits im Verfall begriffen. Alexander ließ den Schutt wegräumen, aber bevor er an den Wiederaufbau gehen konnte, raffte ihn der Tod dahin. Der Schuttberg, von den heutigen Arabern Homera, das ist roter Hügel, genannt, ist durch die deutschen Grabungen in eineinhalb Kilometer Entfernung nachgewiesen worden, ohne Gebäudereste darunter. Umgekehrt fanden sich die Reste des Turmes ohne die dazu gehörigen Schuttmassen.

Gesetzliche Feiertage in Sowjetrußland

Für das Sowjetgebiet ist kürzlich die einstweilen endgültige gesetzliche Regelung der Feiertage erlassen worden, die von der „Iswestija" veröffentlicht wird. Neben den neuen revolutionären Festtagen haben die gegenwärtigen Machthaber vorsichtigerweise die alten christlichen Feste beibehalten, die sich anscheinend doch nicht mit einem Federstrich beseitigen ließen. Die eigentlichen Festtage sind: 1. Januar, Neujahrstag; 22. Januar, Lenins Todestag; 12. März, Vernichtung der (zaristischen) Autokratie; 18. März, Pariser Kommune; 1. Mai, Tag der Internationale; 7. November, Tag der proletarischen Revolution. Am 8. März (dem Tag der Arbeiterinnen) wird die Arbeitszeit für Frauen auf zwei Stunden beschränkt. Zu diesen Festtagen erster Garnitur treten die orthodox-christlichen Feiertage als halboffizielle Ruhetage: Zweiter Ostertag, Himmelfahrtstag, zweiter Pfingsttag, Christi Verklärung, Maria Himmelfahrt, erster und zweiter Weihnachtstag. Am Vorabend dieser „Ruhetage" bleibt die normale Arbeitszeit bestehen, während an den Tagen vor den zuerst genannten „Festtagen" nicht länger als sechs Stunden gearbeitet werden darf. Wie in anderen Ländern gilt auch im Sowjetreich diese vorgeschriebene Arbeitsruhe nicht für die Krankenhäuser, Apotheken, Elektrizitätswerke, Wasserwerke, Fernsprecher, Telegraphie und für solche Unternehmungen, bei denen eine Arbeitsunterbrechung größere Schwierigkeiten hervorruft.

Chinas Verwaltung

Die nicht endenwollenden Wirren in China lassen die Frage nach der Staatseinrichtung und den Verwaltungsmethoden im Reiche der Mitte aktuell erscheinen. Die Einteilung des chinesischen Reiches in da seigentliche China oder die 18 Provinzen und die vier Randgebiete Tibet, Chinesisch-Turkestan, Mongolei und Mandschurei kann als bekannt vorausgesetzt werden, ebenso daß diese Randgebiete nach und nach unter britischen, russischen bzw. japanischen Einfluß geraten sind. An der Spitze jeder Provinz steht ein Gouverneur, der von den Europäern meist mit Vizekönig bezeichnet wird und in der Provinzhauptstadt seinen Sitz hat. Vor der Umwälzung von 1911 war jede chinesische Provinz noch in Präfekturen und Vizepräfekturen verteilt, die von den Chinesen mit „Fu" und „Hien" bezeichnet wurden. Unter der Republik erlitten die Präfekturen einschneidende Veränderungen; auch wurde der Name „Fu" durch „Tao" ersetzt. Die Einteilung in Unterpräfekturen blieb bestehen. Letztere werden von einem Mandarinen verwaltet, der zugleich die richterliche und die ausführende Macht in Händen hat. Er hat in seinem Gebiet Ruhe und Ordnung zu handhaben, alle Gerichtssachen zu behandeln, die Steuern zu erheben usw. Der Mandarin benötigt daher viele Mitarbeiter; da er diese eigenmächtig und in unbeschränkter Anzahl anstellen darf, ist es begreiflich, daß es ihm an Hörigen nicht gebricht, zumal Amtsschleicherei und Schiebung in China alte, liebe Gewohnheiten darstellen. Für die Besoldung der Beamten trägt der Staat, weder früher noch in den heutigen Zeiten des Bürgerkrieges nicht genügend Sorge. Zu einem Streik der Beamten kommt es trotzdem nie; durch Erpressungen und Unterschlagungen wird der Fehlbetrag ohne große Mühe gedeckt.

rk.

Indiens eigene Flotte

Die jüngste Konzession Englands an die nationale Bewegung in Indien ist die Schaffung einer eigenen indischen Flotte, die die alte weiße Fahne Indiens führen wird. Seit langem wurde von den Hindus in dieser Hinsicht Gleichstellung mit Australien und den übrigen Dominien gefordert. Auf dem letzten Nationalkongreß, auf welchem die Swaraschisten wieder mit allgemeiner „non-cooperation" drohten, war seitens des Vorstandes laut erklärt worden: „Wir halten es für eine der dringendsten Aufgaben des Parlamentes, unverweilt durch freiwillige Werbung eine nationale Armee zu schaffen, deren Kern die zur Zeit bestehenden Freiwilligen-Institutionen bilden können. Ferner bedarf es einer sorgfältigen Untersuchung des Problems der Schiff- und Luftfahrtausbildung, damit wir eines Tages eine Nation werden können, die in jeder Hinsicht zur Selbstverteidigung gerüstet ist . . ."

Diesen Wink haben die Engländer verstanden, und der Vizekönig machte in der letzten Thronrede Mitteilung von der Absicht der Regierung, aus eigenem Antrieb die Bildung einer indischen Flotte in die Wege zu leiten. Die Admiralität in London sorgt freilich dafür, daß der Anfang recht bescheiden ist; nur sieben oder acht Schiffe werden einstweilen die weiße Fahne Indiens führen. Und die Indier werden zwar, dem Wortlaut der Regierungserklärung gemäß, „zu den Offiziersstellen gleichberechtigt mit den Briten zugelassen werden", aber in den Kommissionen, die die eigentliche Macht in Händen haben, werden nach wie vor nur Engländer Sitz und Stimme haben. Trotzdem bedeutet die Schaffung einer indischen Flotte einen weiteren Schritt auf dem Wege zur Selbständigkeit.

gh.

Wetteranzeichen

Von K. Liermann.

Mit dem Oster- und Frühlingsfeste beginnt wieder in stärkerem Maße die Zeit des Reisens und Wanderns. Mag, wer es irgend möglich machen kann, hinauseilen, und sei es auch nur auf ein paar Tage und Wochen, um in der Natur Freude und Erholung zu suchen. Es sei ihm von Herzen gegönnt! Singt doch der Dichter: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!"

Für alle Reisenden und Wanderer spielt das Wetter eine außerordentliche Rolle, und es ist ihr Wunsch durchaus begreiflich wenn sie dabei voraus wissen möchten, wie sich das Wetter gestalten wird, und sie nicht unangenehm überrascht werden. Die wissenschaftlichen Wettervoraussagen treffen heute in sehr vielen Fällen zu, namentlich dann, wenn keine erhebliche Veränderung in den Witterungsverhältnissen zu erwarten ist, freilich nur auf einen Tag oder höchstens eine kleine Zeitspanne. Daneben aber gibt es auch für den Laien eine große Zahl von Anzeichen am Himmel, die für einen kurzen Zeitraum das kommende Wetter ziemlich untrüglich im voraus bestimmen lassen mag auch der Wettergott oft noch so launenhaft erscheinen. Solche Vorzeichen sind Landbewohnern, die dauernd mit der Natur in enger Verbindung stehen, meist geläufig, während die Wetterunkenntnis der Großstädter nicht selten erstaunlich groß ist. Sie werden bei ihren Reisen und Ausflügen oft von anscheinend plötzlich einsetzendem Unwetter überrascht und sind ihm dann schutzlos ausgesetzt, obgleich sie dies hätten vermeiden können. Dies trifft namentlich auf Gewitter zu.

Jedermann weiß, daß es zahlreiche Bauern- und Wetterregeln gibt. Sie entbehren meist der wissenschaftlichen Grundlage, oder erscheinen gar bei oberflächlicher Betrachtung als falsch oder gar unsinnig, aber viele beruhen auf Beobachtungen von Laien, deren Ergebnisse von den Gelehrten auch wissenschaftlich begründet werden.

Was das Wetter zunächst im allgemeinen anbetrifft, so sagt zum Beispiel alte Volksweisheit: „Gäste, die früh kommen, gehen bald wieder weg." Darin liegt, daß man aus der Witterung in den ersten Morgenstunden mit ziemlicher Sicherheit auf das Wetter des Tages schließen kann, das seltsamerweise oft gerade entgegengesetzt ist. Nach Regenfällen am frühen Morgen pflegt sich das Wetter im Laufe des Vormittags fast immer aufzuklären, wenn es sich nicht gerade um tagelangen allgemeinen Landregen handelt. Ja, man kann sagen, je stärker es am Morgen regnet, desto günstiger sind die Wetteraussichten für den kommenden Tag. Umgekehrt hat wolkenloser Himmel bei lachendem Sonnenschein bei Tagesanbruch nicht selten die üble Vorbedeutung, daß der Himmel bald sein Gesicht ändert. Ebenso wie Regen am Morgen auf gutes Wetter hindeutet, ist meist auch ein kräftiger Regenguß am Abend oder gar in der Nacht ein günstiges Vorzeichen für gutes Wetter am folgenden Tage. Regenschauer im Laufe des Tages, die mit Sonnenschein abwechseln, deuten in der Regel auf einen schönen Abend hin. Mehr oder weniger zutreffende Beobachtungen leitet das Volk auch von dem Sonnenschein ab: „Wenn die Sonne sehr bleich ist die Luft an Regen reich," das heißt wenn eine Regenzeit kommt, trübt sich zunächst der Himmel langsam. Ebenso sagt der Volksmund richtig: „Die Sonne sticht nach Regen." Er weist damit auf die Schwüle hin, die herrscht, wenn viel Wasserdampf in der Luft ist. Dagegen vermengt eine andere Bauernregel: „Morgenrot bringt Kot, Abendrot backt Brot." Richtiges und Falsches, denn ein kleines Morgen- wie Abendrot deutet auf schönes Wetter und ein weit ausgedehntes Morgen- und Abendrot, das nicht nur den westlichen Himmel umfaßt, sondern auch den östlichen, auf Regen. Die beiden sind bedingt durch den Wassergehalt der Luft; ist dieser besonders groß, ist das Rot sehr intensiv. Großer Wasserdampfgehalt bringt aber in der Regel Regen. Vielfach zutreffend ist auch eine Regel bezüglich der Erscheinung des Nebels: „Fällt der Nebel zur Erden, wird gut Wetter werden, steigt er nach dem Erdendach folgt ein großer Regen nach." Das Fallen zur Erde ist wohl ein Auflösen des Nebels durch die Morgensonne von oben nach unten, was nur möglich ist, wenn wenig Wasserdampf in der Luft ist, erfolgt aber die Auflösung des Nebels von unterher durch die erwärmte Erde, dann ist der Wasserdampfgehalt zu groß.

Von den Gewittern, die oft Reisenden und Wanderern gefährlich werden, sagt Volksweisheit allgemein: „Groß' Ungewitter kommt von großer Hitze." Am auffälligsten und am leichtesten wahrnehmbar sind bei sehr schönem Wetter jedenfalls die kleinen oder größeren Veränderungen in der Atmosphäre, die den baldigen Eintritt von Gewittern ankündigen. An sich schon ist aus einer auffallend starken Erwärmung, wenn auch vorerst noch ohne jede Wolkenbildung, auf das Herannahenn einer Welle niederen Luftdrucks zu schließen. Zusammenhängende Schleier von Zirruswolken, die aus der westlichen oder südwestlichen Himmelsrichtung aufsteigen, bekräftigen diese Auffassung. Im Frühling pflegt sich in der norddeutschen Tiefebene diese charakteristische Erscheinung ganz besonders deutlich auszuprägen. Nachts, wo die Zirruswolken nicht zu sehen sind, zeigen sie ihre Gegenwart an durch den vom Volksmund „Hof" genannten hellen Kreis um den Mond, der oft auch um leuchtende Sterne, wie die Venus, beobachtet wird. Auch stärkeres Funkeln der Sterne weist auf vermehrte Luftfeuchtigkeit und Bewegung in den oberen Luftmassen hin. Bei Windstille, klarem Himmel und großer Erdfeuchtigkeit entsteht gern ein aufsteigender Luftstrom, der sich in größeren Höhen verdichtet, zur Kumuluswolke und zum Hitzegewitter wird. Solche Gewitter treten meist ziemlich plötzlich ohne besonders auffallende Vorzeichen auf. Sie sind gewöhnlich örtlicher Natur und ziehen nie weit. In der Nacht bilden sich Kumulusgewitter höchst selten, da nur die Sonne größere Luftschichten in die Höhe zieht. Daraus erklärt es sich auch, daß Hagelschlag in der Nacht eine Seltenheit ist, weil er hochtürmende Haufen-Wolken zur Voraussetzung hat. Auch „Schäfchen"-Wolken sind als Schlechtwettervorboten bekannt. Sie bilden sich in ziemlich großer Höhe, jedoch oft auch bei abziehendem Regen, und können dann natürlich mit demselben Rechte als Ankündiger schönen Wetters angesehen werden. Besonders eigentümliche Wolkenbildungen als Anzeichen bevorstehenden Gewitters oder Regenfälle sind namentlich in Norddeutschland ziemlich große Stratuswolken mit nebligem, verschwommenem Aussehen, wellenförmig in die Länge gezogen oder wie riesige Eier geformt, mit sanften, wolligen Rändern. Natürlich bedarf es eines gewissen Studiums, um diese verschiedenen Wolkenarten und ihr Verhalten in der Luft mit Sicherheit zu erkennen, um daraus dann allerdings ziemlich untrügliche Schlüsse auf Gewitter ziehen zu können.

Nicht nur die Zeichen am Himmel, sondern auch das Verhalten der Tiere, namentlich der Vögel, zum Beispiel der Schwalben und der Hühner, lassen Schlüsse auf das Wetter ziehen. Fliegen die Schwalben sehr niedrig, so ist das ein Zeichen, daß auch die Insekten sich dem Erdboden nähern, um schnell vor hereinbrechendem Unwetter Schutz suchen zu können. Suchen Hühner bei Regen nicht ihre Stallungen auf, sondern bleiben draußen und lassen sich naß regnen, so pflegt der Regen anzuhalten. Daß auch Menschen, namentlich solche, die stark nervös sind, Wetterumschläge oft schon tagelang vorher an ihrem Befinden verspüren, ist allgemein bekannt.

Denjenigen aber, die stets über das Wetter murren und mit Himmel und Hölle unzufrieden sind, kann nur gewünscht werden, daß sie einmal, wie es in einem alten Studentenlied heißt: „der Herrgott wären". Sie würden es gewiß nicht recht machen den anderen und am wenigsten — sich selbst!

Heiße Quellen als Kraftspender

Je näher man dem Zeitpunkt kommt, da unsere Kohlenvorräte durch Industrieausnutzung aufgebraucht sein werden, desto mehr beschäftigt man sich mit der Ausnutzung von Naturgewalten. Man baut Talsperren als Kräftespeicher. Man sinnt darüber nach, die Ebbe- und Fluterscheinung kraftechnisch auszunutzen. Nun sind auch Ingenieure in Kalifornien am Werke gewesen, die heißen Quellen, die sogenannten Geiser im Lande Sonoma dem Wirtschaftsleben insofern nahezubringen, daß man sie als Kräftespender ausnutzt. Das Versuchsland dieser Ingenieure liegt nach der amerikanischen Zeitschrift „Electrical World" 130 Kilometer nördlich von San Franzisco. Man hat im Versuchsbrunnen eine Dampfmenge feststellen können, die einen Druck von 50 000 Kilowatt erzeugte. Bis jetzt legte man solche Versuchsbrunnen an, die einen Durchmesser von zwanzig bis dreißig Zentimeter und eine Tiefe von achtzig bis hundertsiebzig Meter aufweisen. In den beiden älteren Brunnen beträgt der Druck 28 Kilogramm und in den neueren Brunnen sogar bis zu 125 Kilogramm. Die Temperaturuntersuchungen zeigten gesättigten Dampf mit dem Druck entsprechenden Temperaturen, die bis zu 300 Grad C. stiegen. Man hat die Brunnen 30 Tage lang unter einem bestimmten Druck in Tätigkeit gelassen und so die Ansicht der Geologen bestätigt gefunden, die von einer ständigen Dampflieferung überzeugt waren. 4 Brunnen lieferten bei einem Druck von 45 Kilogramm ungefähr 1100 Kilogramm pro Stunde und Brunnen. Die Analyse hat ergeben, daß in dem Dampf weniger als 1 Prozent nicht komprimierbare Gase enthalten sind. Auch zeigte sich ein kleiner Prozentsatz Schwefel, der es erschweren wird, ein Metall zu finden, das dem Einfluß dieser Beimischung gewachsen ist. Durch die weiteren Untersuchungen der Ingenieure hat sich eine verfügbare Kraft von 50 000 Kilowatt ergeben. Man geht jetzt daran, diese in den heißen Quellen lagernden Kräfte in großen Anlagen der Wirtschaft zugänglich zu machen.